

mit der Arbeit, in der sie stehen, dabei deutlich wird“ (S. 21 f.). Wieder taucht das Problem der Identifikation auf. Ob es wirklich nur der Mensch im gleichen Beruf sein kann, der sich seinen Arbeitsgenossen verständlich macht, ist freilich doch zu fragen. Das Geheimnis der Kommunikation liegt ja gerade darin, daß der Heilige Geist eine Solidarität schaffen kann, die ganz verschiedene und ganz verschieden ausgerichtete Menschen auf den gleichen Boden zu stellen vermag. So bleiben bei den Sätzen noch mancherlei Fragen offen. Im ganzen ist in der Ökumene schon mehr darüber gearbeitet worden, als an dieser Stelle in der Sektion „Zeugnis“ sichtbar wurde.

Damit sei der Gesamtüberblick über die Sektion „Zeugnis“ zum Abschluß gebracht. Es konnte sich nur darum handeln, aus der Fülle des Gesprächs und aus der zusammenfassenden Darstellung im Bericht der Sektion einige wesentliche Gedankengänge herauszuschälen. Berichte der Sektionen auf ökumenischen Konferenzen werden kaum einmal Sensationen enthalten. Aber sie tun ihren Dienst als Widerspiegelung eines lebendigen und intensiven Gesprächs, das mit den Teilnehmern in ihre Kirchen und Gemeinden mitgeht und das auf Grund des vorgelegten Berichtes nun an vielen anderen Stellen geführt werden kann. Der Bericht der Sektion muß zu einer Hilfe für den „Dialog“ mit vielen Gemeinden und vielen Christenmenschen in allen Teilen der Welt werden, damit gemeinsam daran weitergearbeitet wird und wir miteinander immer mehr zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

STRUKTURFRAGEN WERDEN WICHTIG

Anmerkung zur „Laien“-Arbeit und zur missionarischen Verkündigung

VON HANS JOCHEN MARGULL

Wenn wir in der Sektion „Zeugnis“ überhaupt vorwärtsgekommen sind, dann in der Frage der Gemeinde, genauer in der Frage nach dem „laos“, dem Volke Gottes, in der Welt. Soweit ich in der Situation mancher fehlgeschlagenen Hoffnung richtig urteilen kann, würde ich sagen, daß das 3. Kapitel des Berichts am klarsten und am stärksten ist. Es handelt unter der Überschrift „Die missionarische Struktur der Gemeinde“ von der hohen Bedeutung all derjenigen, die wir „Laien“ zu nennen gewöhnt sind, und von der Notwendigkeit, die Struktur (= das „innere Gefüge“) unserer Gemeinden konsequent zu überprüfen. Zwei

wichtige, im ersten Entwurf noch kantigere Stellen müssen genannt werden: „Wir dürfen bei dem Wort ‚Kirche‘ nicht in erster Linie an ein Gebäude oder an ein von Pfarrern betriebenes Unternehmen denken, zu dem die Leute kommen oder, wenn sie nicht kommen, deswegen gescholten werden. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht allzu leicht der Gewohnheit verfallen, uns unter der Kirche die zum sonntäglichen Gottesdienst versammelte Gemeinde anstatt die in alle Gebiete des täglichen Lebens hinaus zerstreuten Laien vorzustellen.“ „... dann müssen wir die herkömmlichen Strukturen unserer Kirchen überprüfen, um zu sehen, ob sie die missionarische Verkündigung fördern oder hindern. Das Ärgernis, das das Evangelium in den Augen der ungläubigen Welt bedeutungslos macht und Menschen vertreibt, die nach ihm fragen, ist nicht das echte Ärgernis des Evangeliums des gekreuzigten Christus, vielmehr sind es die falschen Ärgernisse unserer eigenen Praktiken und Strukturen, die die Botschaft des Evangeliums daran hindern, die Welt herauszufordern.“

Um zunächst bei der Frage nach Ort und Funktion der „Laien“ zu bleiben: Das in unseren Kirchen nicht beamtete, wohl aber für viele Ämter vorgesehene Volk Gottes sei, so stellt der Bericht fest, Träger des Zeugnisses an immer dem Ort, an dem es sich befindet. Aufgabe des Gemeindepfarrers sei es, den „laos“ für dieses Zeugnis vorzubereiten, es aber nicht zu bevormunden: „Der Pfarrer darf dabei nicht versuchen, dem Laien Vorschriften zu machen, wie er sein Zeugnis ausrichten oder seine Arbeit zu tun habe, denn nur der Laie kann diese Arbeit recht verstehen.“ „Pfarrer und Laien müssen es lernen, als Team zusammenzuarbeiten, beiderseits stets dessen bewußt, daß der andere ein wesentliches Amt und eine Gnadengabe für seine eigene besondere Aufgabe in dem einen Leib Christi hat.“ Ort des Zeugnisses sei der Arbeitsplatz und die Wohnung des Christen, vor allem in den großen Industriestädten, und der Bericht nennt als Beispiele die kleine Betriebsgemeinschaft (Zelle) und die Hausgemeinde (Hauskirche). Hier sollte versucht werden, im „eigenen jeweils besonderen Lebensbereich Kirche zu sein, Volk Gottes“. Das bedeute keineswegs, daß die sonntägliche Gottesdienstgemeinde aufgelöst und der Pfarrer stellungslos gemacht würde; dieser mag, so heißt es nun, „den Dienst des die Gemeinden besuchenden und auf ihre Einheit zielenden Apostels wiederentdecken“.

Freilich gab es Widerspruch. Jemand meinte in der abschließenden Beratung, daß man nun gewiß noch weniger Theologiestudenten bekäme, wenn man in dieser Weise den Pfarrer gegenüber den Laien zurücksetze. Aber auch diese letzte Warnung ging unbeachtet durch den Raum. Und das ist angesichts der Tatsache beachtenswert, daß Argumente aus dem gleichen Bereich an manchen anderen Stellen beredete Unterstützung fanden und – wenn ich aus der Reserve heraus darf – eine Reihe hoffnungsvoller Ansätze jungen Denkens schnell zunichte machten. Hier also war es anders, zu sicher war das Gefühl für das jetzt Richtige, zu

überzeugend das in den Jahren vor dieser Diskussion erarbeitete theologische Material.

Natürlich war es schon der Sektion VI („Beruf und Berufung des Christen“) der Vollversammlung von Evanston 1954 gelungen, in der sog. Laienfrage einen Durchbruch zu erzielen. Aber in der Sektion „Zeugnis“ von Neu-Delhi hätte man nicht so konkret werden können ohne die jahrelangen, erstaunenswert fruchtbaren Bemühungen im Referat für Laienarbeit des Ökumenischen Rates. Hans Hermann Walz hatte vor Evanston den Boden bereitet, Hans-Ruedi Weber konnte nach Evanston, um im Bilde zu bleiben, die Saat ausstreuen und schließlich eine schöne Frucht ernten. Die denkwürdig gut redigierte Zeitschrift „Laity“, herausgegeben vom Referat für Laienarbeit, später zusammen mit dem Referat für die Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche und Gesellschaft (Madeleine Barot), regte mit etwa folgenden Themen die ökumenische Diskussion an oder erstattete über ihre Resultate Bericht: „Die Zurüstung des Laien für seinen Dienst in der Welt“ (Juni 1956), „Die Hauskirche“ (April 1957, deutsch in: Das missionarische Wort 11, 1958, 33–40), „Eine spontane missionarische Kirche“ (November 1957), „Der Weg zu einem neuen Stil christlichen Lebens“ (Juni 1958), „Unsere Berufung zur Minorität“ (Dezember 1959), „Das Priestertum des ganzen Volkes“ (Juli 1960), „Auf dem Wege zu einer Welt von morgen“ (August 1961), „Stewardship“ (Oktober 1961). H. R. Weber schrieb eine lange Reihe höchst stimulierender Artikel, darunter in deutscher Sprache etwa die folgenden: „Der Dienst der Laien in der missionarischen Verkündigung“ (Ev. Missions-Magazin, Basel, 1956), „Die missionarische Gemeinde von morgen“ (Die Zeichen der Zeit, Berlin, 1958), „Die Laienfrage in ökumenischer Sicht“ (Ökumenische Rundschau, Stuttgart 1959), „Mündige Gemeinde“ (ebd. 1960). Und natürlich war das Klima zur Aufnahme einer solchen Arbeit und etwa der Bücher von H. Kraemer und Y. Congar über das Laientum gut (Gesamtübersicht von H. H. Walz, Art. „Laien“ im Weltkirchenlexikon).

Stellenweise, vor allem bei einigen Vertretern der Kirchen aus Asien und Afrika wie auch bei Fachleuten für Fragen der „jungen“ Kirchen, zeigte sich dazu die Frucht der Arbeit, die das Referat für Fragen der Mission in der Studienabteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen vor der Vollversammlung von Neu-Delhi geleistet hatte. Zwar fand ein Kommissionsbericht zu theologischen Fragen des Zeugnisses in der Sektion kaum Widerhall, aber die folgenden, glänzenden Studien „junger“ Kirchen, ihres Wachstums im Versuch einer eigenen neuen Antwort, wirkten hier und da, stärker als direkt spürbar, in die Diskussion hinein: John V. Taylor, *The Growth of the Church in Buganda*, SCM Press, London 1958 (eine deutsche Kurzfassung erschien unter dem Titel „Eine afrikanische Kirche wächst“ im Ev. Missionsverlag, Stuttgart 1961), John V. Taylor und Dorothea Lehmann, *Christians of the Copperbelt: The Growth of the Church in Northern Rhodesia*

(SCM Press, London 1961). Und da diese Reihe erwähnt wird, sollten hier auch gleich die Titel eben erschienener Arbeiten genannt werden: J. P. Alter und Herbert Jai Singh, *The Church in Delhi* (National Christian Council of India, Nagpur 1961), E. Y. Campbell, *The Church in the Punjab* (ebd.), S. Estborn, *The Church among Tamils and Telegus* (ebd.).

Jede dieser Arbeiten stellt in den Beschreibungen des gemeindlichen Lebens direkt oder indirekt die Frage nach der hier und jetzt geforderten neuen Struktur der Gemeinde. Für eine indirekte Frage liegt das folgende Beispiel nahe: In Delhi, einschließlich Neu-Delhi, leben in diesem Jahr unter ungefähr 2 340 000 Menschen schätzungsweise 25 000 Christen, und zwar vor allem in zwölf größeren, denominationell verschiedenen Gemeinden (römische eingeschlossen). Sie gehören zum größten Teil der zweiten und dritten, in einer Reihe von Fällen auch älteren Generationen christlicher Familien an. Sowohl die Struktur des Lebens im vielreligiösen Indien als auch die Struktur des aus Europa und Amerika übernommenen Gemeindelebens zwingen sie in den lähmenden Status einer „Christian community“, eines christlichen Volksteils. Indiens ungeschriebenes Gesetz ist es, daß die verschiedenrassigen oder verschiedenreligiösen Volksteile ohne Reibung, d. h. ohne gegenseitige Einbrüche in Frieden zusammenleben. Diesem Gesetz kommt die „Gewöhnung“ (oder soll man sagen: das Gesetz?) entgegen, die christliche Gemeinde (nur) im Gottesdienst darzustellen, und zwar auf schmiegsamste Weise: die Christen versammeln sich zu ihrer „religiösen Begehung“ in der gleichen, geschützten Weise wie andere „communities“; sie haben ihr Zentrum in ihren Kirchengebäuden wie andere in ihren Tempeln. Dergestalt sind sie eingeordnet und — „ungefährlich“ geworden. Welche Art, welche Struktur für das Gemeindesein in der Welt wäre erforderlich, um aus dieser Sackgasse herauszukommen?

In der Sektion selber mußte die Strukturfrage notwendig die Diskussion über das Volk Gottes, die „Laien“, begleiten. Wenn man sagt, daß unter Kirche nicht ausschließlich, ja nicht primär die zum sonntäglichen Gottesdienst versammelte Gemeinde, sondern die in alle Gebiete des täglichen Lebens hinaus zerstreuten Laien vorzustellen sei, so reißt man damit die Frage an, welche Struktur also der Gemeinde sachgemäß wäre. Und es herrschte im ganzen Übereinstimmung, daß die bestehende Struktur dem Gemeindesein in der Welt, also dem Zeugnis der Gemeinde in einer sich verändernden Welt nicht mehr gerecht würde. Mit dieser Feststellung blieb die Diskussion stehen, und sie mußte stehenbleiben, weil an dieser Stelle, von einigen Anstößen und Hinweisen abgesehen, noch nicht die Vorarbeiten vorliegen, deren eine Sektionsdiskussion bedarf.

Die Vollversammlung von Neu-Delhi hat nun dem Referat für Fragen der Verkündigung (vor der Integration „Referat für Evangelisation“) den Auftrag erteilt,

zwischen der 3. und 4. Vollversammlung eine große ökumenische Untersuchung mit dem Thema „Die missionarische Struktur der Gemeinde“ durchzuführen. Sie nahm damit einen Vorschlag des Referates auf, der — wie wir eben sahen — von der Sektion „Zeugnis“ sachlich voll unterstützt wurde.

Das Referat für Laienarbeit, das sich im übrigen nach Neu-Delhi vor allem mit praktischen Hilfen und dazugehörigen Einzelfragen beschäftigen will, hat dieser Untersuchung an einigen Stellen vorgearbeitet, besonders in seiner Bemühung, der Gemeinde die Problematik ihres gegenwärtigen „Gefüges“ bewußt zu machen. Dennoch, so scheint es, stehen wir erst ganz am Anfang der Arbeit. Dieser Eindruck verstärkt sich bei einer sorgfältigen Sichtung der in reicher Variation vorliegenden (nicht-ökumenischen) Literatur. Im ganzen sind die bisher niedergelegten Reformvorschläge noch viel zu sehr dem Vorsatz verpflichtet, das Bestehende, wo es möglich und wie es möglich ist, nur zu verbessern. Besonders in Deutschland sind diese Arbeiten im allgemeinen von Fragen einer Art geprägt, für die die folgende typisch ist: Was hat der Pfarrer an Gemeindeglieder „abzugeben“? Und diese Frage ist grundsätzlich falsch, weil sie beim Pfarrer, nicht beim Volk Gottes in der Welt, ihren Ausgangspunkt nimmt, und weil sie eine Gemeindeaufgabe im Blick hat, die für die vergangenen Jahrhunderte richtig, für die aufziehende Zeit aber höchst fraglich ist.

Vielleicht ist das Problem der Gemeinde, wie es sich in der missionarischen Verkündigung darstellt, am besten mit den Worten der Einführung in die neue ökumenische Untersuchung zu beschreiben: „Immer wieder muß man beobachten, wie z. B. nach den großen Evangelisationen Billy Grahams die Nacharbeit an vielen Gemeinden scheitert, und zwar in doppelter Weise: Die Gemeindegruppen wissen, trotz mancher ‚Schulung‘, nicht, was sie nun eigentlich tun sollen, und dieses Nichtwissen hängt zum wichtigsten Teil mit der bitteren Tatsache zusammen, daß die Gemeinde in der Regel nicht in der Lage ist (um von ihrem Willen zu schweigen), die Menschen, die sich im Zelt entschieden haben, aufzunehmen, ihnen sofort einen Platz in der Gemeinde anzubieten und sie mit ihrer doch sicher auch fruchtbaren Fremdheit, jedenfalls mit ihrer Frische in der Gemeinde selber (missionarisch) in Bewegung zu halten. Wenn an dieser Tatsache nun schon die Evangelisation mit ihrem herkömmlichen Welt-Kirche-Verständnis in folgenreiche Schwierigkeiten kommt, was muß dann erst in jener missionarischen Arbeit erfahren werden, die, sagen wir, in den Docks der großen Hafenstädte, ihren Kneipen, ihren grauen Wohnvierteln oder auch in den Verlags- und Funkhäusern oder z. B. in den Kunstakademien geschieht! Vor kurzem deutete ein Historiker der französischen Arbeiterpriester an, daß die Mission dieser Pioniere auch dann zu Ende gekommen wäre, wenn die Kurie nicht eingegriffen hätte; sie hätte ihr Ende an der nicht vorhandenen Aufnahmefähigkeit der bestehenden Gemeinde

gefunden.“ Angesichts dieses Problems kommt die genannte Einführung zu einer ersten Frage für die Untersuchung: „Wie muß eine Gemeinde strukturiert sein, um die Verkündigung des Evangeliums nicht zu hindern?“ Wobei dieser provozierende Satz im Kontext der zentralen Frage gelesen werden muß: „Wie muß eine Gemeinde strukturiert sein, um in der gegenwärtigen Welt das Evangelium allen Menschen verkündigen zu können?“

Dabei soll, wie es geplant, jedoch noch nicht entschieden ist, mit dem Problem des Gemeindegottesdienstes begonnen werden. Eine Frage, die als Beispiel gegeben wird, lautet: „Könnte im Gottesdienst ein Ort gefunden werden und von diesem Ort her vielleicht eine Umgestaltung des Gottesdienstes gelingen, an dem sich Menschen nach vorheriger Besprechung in einer Gemeindegruppe oder Hauskirche über ihre Nöte mit sich, ihrer Nachbarschaft, ihrem Beruf, über politische Entscheidungen, soziale Entwicklungen am Ort wie z. B. auch in Übersee etc. äußern, also ihre Probleme vorbringen und darin mit dem in der Gemeinde zur Tröstung anwesenden Christus reden?“ Eine andere folgt darauf: „Wenn es stimmt, daß eine Gemeinde, um es sehr abgekürzt zu sagen, zum Gottesdienst zusammenkommt, um zum Zeugnis auseinanderzugehen, müßte dann nicht z. B. über die Bedeutung des Segens neu nachgedacht werden? Das hieße u. a. den Segen seiner individualistischen Verkürzung zu entnehmen und ihn unter das Wort: ‚Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende‘, das im Missionsbefehl steht, neu zu verstehen und zu lehren. Welche Folgerungen hätte ein so verstandener Segen sowohl für die Predigt wie für die gesamte Struktur des Gottesdienstes? Und welche Folgerungen hätte dieser Segen für das Gemeindeleben und natürlich für die Bedeutung des nicht beamteten Gemeindeglieds, ganz zu schweigen von der Bedeutung des Pfarrers im Verhältnis zu den in dieser Weise gesegneten Menschen?“

Nun war man sich in dem Ausschuß, in dem über diese Untersuchung diskutiert und entschieden wurde, klar, daß die Frage nach der sachgemäßen Struktur der Gemeinde, so wichtig sie zur Voraussetzung, zur Ermöglichung des Zeugnisses auch ist, nicht der ganzen Not um die gebotene Verkündigung in unserer Situation wehren kann. Unsere Not in der missionarischen Verkündigung sitzt tiefer, aber ich würde meinen, daß sie auch dort zu einem gerüttelten Maß von nicht sachgemäßen Strukturen verursacht ist. Ich erlaube mir wieder, aus einer gewissen Reserve herauszutreten und das Folgende zu berichten: Einen Tag nach Ende der Vollversammlung besuchte ich den „Gurdwara“, den eindrucksvollen Tempel der Sikhs in Delhi. Ein junger Sikh erbot sich mir zur Führung und er hielt eine unvergeßliche Vorlesung über die Geschichte und die Lehre seiner Religion, wenn man will, eine Art „Missionspredigt“. Danach führte er mich in ein Büro, in dem Wohlfahrtsaufgaben erledigt wurden, und bat mich, meinen Namen in das Besucherbuch einzutragen. Darin blätterte ich und entdeckte wohlklingende wie auch

kaum gehörte Namen von Teilnehmern der 3. Vollversammlung. Jemand hatte (Frauenhandschrift, amerikanische Schriftzüge) geschrieben: „Ich bin sehr beeindruckt. Ich habe mich in diesem Tempel ebenso heimisch gefühlt wie in meiner Kirche zu Hause.“ Andere waren natürlich reservierter, das Wort „interessant“ herrschte vor. Nur einer der vielen Besucher von der Vollversammlung, die in Indien tagte und zum Hauptthema hatte „Jesus Christus — das Licht der Welt“, hatte es vermocht, gewagt zu schreiben: „Ich bete, daß Gott allen Menschen die Klarheit schenkt, die mir durch Jesus Christus zuteil geworden ist.“ Es war ein Mann aus einer deutschen Freikirche! Die anderen wußten offenbar nicht, was in einer solchen Situation geboten ist, sie scheuten sich vielleicht, sicher aber waren sie (auf Grund einer nicht sachgemäßen Struktur ihres heimatlichen Gemeindelebens?) auf ein, wie auch immer unzureichendes, Zeugnis nicht vorbereitet.

Ich sehe hierin einen der Gründe, warum sich viele Hoffnungen, die sich mit einer Sektion „Zeugnis“ in Neu-Delhi, in Asien, in einem historisch nichtchristlichen Land, verbanden, nicht erfüllten. Dabei dachten wir, daß wenigstens die Frage, wer verkündigt und daß tatsächlich bezeugt werden muß, nicht offen sei.

ZEUGNIS UND EINHEIT DER CHRISTENHEIT NACH DER INTEGRATION VON MISSION UND ÖKUMENE

VON HANS-WERNER GENSICHEN

I.

Vor zwei Menschenaltern, anlässlich der „Ökumenischen Missionskonferenz“ von 1900 in New York, schrieb Robert E. Speer: „Konferenzen wie diese, wie wenig sie auch faktisch leisten mögen, tun doch mindestens dies, daß sie die großen, unaufhaltsamen Bewegungen des Geistes Gottes sichtbar machen . . . Diese Konferenz war nicht der Scheitelpunkt einer Welle, die sich nie wieder zu solcher Höhe erheben wird, sondern sie war Verheißung und Angeld auf Größeres.“ Schon damals gab es keinen Zweifel daran, was dies Größere sein müsse — ein Zusammenwachsen von weltweiter Mission und weltweiter Kirche, in dem allein beide, Kirche und Mission, die volle Erfüllung ihrer Bestimmung finden würden. Es war ein langer und oft mühsamer Weg von New York 1900 bis Neu-Delhi 1961, und gewiß war er nicht immer nur durch die großen und unaufhaltsamen Bewegungen des Geistes Gottes markiert. Neu-Delhi kann und soll auch nicht als das Ende des Weges angesehen werden. Dennoch hat die Welle hier eine neue